

den sein, wobei die Zäsurverschiebung die für die Einheitsbildung wesentliche Dissimilation der Teile bedeutet.

Wie die Tonhöhe oder -stärke oder -länge, so ist auch der Gleichklang des Reimes eine Art Akzentuierung, ein Lautakzent. Wie die sonstige Unterordnung zweier Akzente zwei Verse zu einer höheren Einheit bindet, so tun es auch Gleichklänge, die nicht ganz gleich sind, differenzierte Gleichklänge, wie eben der Reim; bei voller Gleichheit träte keine Ergänzung, keine Bindung ein. Der Reim wird vorbereitet durch die Tonmalerei des Gefühls: ein freudiger Affekt malt sich in einem hellen Ton, ein trauriger in einem dunkeln. In gleichem Sinn wirken die Auflaute, die mit Vorliebe auf dem Vokal o schließen (unser „hallo“). Solche Tendenzen der Aufgesänge werden auf andere Lieder übertragen und liefern so den Schlußreim. Der Reim ist anfangs ein Hindernis des Sinnes, sehr oft ein sinnloses Wort; erst später beherrscht ihn die Entwicklung und gestaltet ihn schließlich zu einer Steigerung der Bedeutung. Der Geist bedient sich schließlich aller sinnlichen Mittel, des Klanges, der Melodie, der Rhythmik als Mittel bedeutungsvoller Beziehungen.

Das überaus reiche Literaturverzeichnis zählt 555 einschlägige Arbeiten auf. — Das Werk ist eine wesentliche Förderung für die Kenntnis der Bedeutung der poetischen Mittel.

Josef Fröbes S. J.

Mittelalterlich-deutsche Literatur.

Heliand. Die altsächsische Evangelien-Dichtung nebst den Bruchstücken der altsächsischen Genesis. Im Versmaß des Urtextes neu übertragen, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Otto Runze. gr. 8° (VI u. 142 S.). Freiburg im Breisgau 1925, Herder & Co. geb. M 5.60

Die altsächsische Evangelien-Dichtung Heliand ist im Laufe der Jahrhunderte von begeisterten Literaturfreunden, auch selbst von dem Dreizehnlinden-Dichter Friedrich Wilhelm Weber, gar viel und wohl etwas überschwenglich gepriesen und gefeiert worden. Andererseits scheint in unserer Zeit bei manchen Literaturhistorikern eher die Neigung vorzuwalten, diesem ehrwürdigen Denkmal aus der christlich-deutschen Frühzeit jeden höheren literarisch-künstlerischen Wert abzusprechen und ihm lediglich noch als Dokument eines halbbarbarischen Geschlechts eine gewisse geschicht-

liche Bedeutung zuzuerkennen. Dr. Otto Runze, der die Mühe nicht scheute, die umfangreiche Dichtung im Versmaß des Urtextes ins Neuhochdeutsche zu übertragen und mit Anmerkungen versehen neu herauszugeben, stimmt in seinem sachlich gehaltenen Vorwort weder in den Chor der schrankenlosen Lobredner des Werkes noch in das geringschätzige Urteil einer einseitig gerichteten Hyperkritik ein. Er gibt ohne weiteres zu, daß der Heliand die eindrucksvolle Schlichtheit und Erhabenheit seiner Vorlage, der vier Evangelien, lange nicht erreicht, ja daß er gegenüber dem Nibelungenlied erheblich zurücksteht. Was den Heliand trotzdem für uns so wertvoll macht „und ihm Reize verleih, welche die Zeitgenossen des Dichters gar nicht empfunden haben können, ist etwas anderes. Ein ähnliches Wohlgefallen ist es, wie wir es vor den Bildern unserer alten deutschen Maler, der Kölner und Ulmer Meister und des unsterblichen Grünewald empfinden. Da sehen wir den Glauben unserer Väter in seiner Kraft und kindlichen Frische, seiner ernstesten Sachlichkeit und seinem tiefen Ergriffensein“ (S. 9 f.).

Wie der Herausgeber wohl mit Recht bemerkt, ist keine der bisherigen Übersetzungen des Heliand völlig befriedigend ausgefallen. Runze hält vor allem jede unverkürzte Wiedergabe der Dichtung für ungenießbar. Andererseits ist das Werk für eine bloße Auswahl von Bruchstücken allzu kostbar; der Heliand ist kein Balladenkranz. So schlägt denn der Herausgeber einen Mittelweg ein: die gekürzte fortlaufende Verserzählung. Alle unnötigen Wiederholungen, dichterisch belanglosen Ausschmückungen, für den Fortgang der Haupthandlung leicht entbehrlichen Abschweifungen fallen dadurch weg, und der Umfang des Werkes wird auf etwa 57 % zusammengezogen. Natürlich erweckt ein derartiges kühnes Vorgehen auch ernste Bedenken. Runze selbst gibt zu, daß man über den Fortfall der einen oder anderen Stelle auch anderer Ansicht sein kann. Im ganzen aber macht die nun tatsächlich getroffene Auswahl zusammengehöriger Stücke einen sehr günstigen Eindruck. Die Ausgabe liest sich gut: sie wahrt die kraftvolle Einfachheit und sachliche Größe des Originals und ist doch dem modernen Leser leicht verständlich. So scheint sie wirklich berufen zu sein, das ehrwürdige Denkmal altdeutscher christlicher Frühzeit bei unsern heutigen Gebildeten wieder zu Ehren zu bringen. Ein philologisch eingestellter Leser wird allerdings der unverkürzten Ausgabe auch fernerhin den Vorzug einräumen.

In der Einführung berichtet Runze in knappen, für den Zweck seiner Ausgabe genügenden Ausführungen, was sich über den Dichter mit einiger Sicherheit sagen läßt, erörtert dann den Versbau und Stil des Werkes, kommt auf den Inhalt und den Wert der Dichtung zu sprechen und zählt schließlich die bisherigen Übersetzungen und Bearbeitungen des Heliand auf, indem er jede einzelne mit einigen sachlichen, verständigen Sätzen kennzeichnet. Runzes Ausgabe verdient weiteste Verbreitung; sie gehört nicht nur in die großen wissenschaftlichen Bibliotheken, sondern vor allem auf den Familientisch und in die Volksbüchereien.

Die Werke Wolframs von Eschenbach.
Im Geiste des Dichters erneuert von Theodor Matthias. Zwei Bände. 12^o (1126 S.) Hamburg 1925, Hanseatische Verlagsanstalt. M 15.—

Wolframs Dichtungen sind für uns heutige keine leichte, bequeme Lektüre. Viel ruhiges Nachdenken, viel Verständnis für die mittelalterlich-ritterliche Lebensauffassung, viel ernstes Studium — und bei all dem noch bisweilen viel Geduld — sind erforderlich, wenn wir in die uns so fremde Welt des größten mittelalterlichen Epikers eindringen wollen. An tüchtigen Bearbeitungen und neuhochdeutschen Übertragungen des Eschenbachers fehlt es zwar nicht, aber es findet sich darunter keine, die allen berechtigten Wünschen und Anforderungen genügt, zumal keine, die auf den Vorzug der Allgemeinverständlichkeit ohne erhebliche Einschränkungen Anspruch erheben könnte.

Die vorliegende, vom Verlag geschmackvoll ausgestattete Bearbeitung von Wolframs Werken soll nun diesem Mangel soweit nur immer möglich abhelfen. Der Übersetzer strebt eine Erneuerung des Werkes im Geiste des Verfassers an und umgrenzt sein Ziel einleitend mit den klaren Worten: „Erneuerung fordert Allgemeinverständlichkeit für den heutigen Leser. Verzicht auf die Französelei der Rittersprache, Einkleidung in den Wortschatz unserer Tage, während gleichzeitig die Banung seines [Wolfram] Geistes jede mögliche Schonung seiner Kunstmittel, der Bilder wie der Saggestaltung und Sprachbewegung, und wirkliche Befreundung mit allen seinen vollständigen, nicht gezehteten Werken verlangt“ (S. 7).

Die großen Schwierigkeiten, die sich bei einem solchen Unternehmen für den Übersetzer ergeben, verkennet Matthias nicht, aber er legt auch die Grundsätze dar, nach denen er bei seiner Arbeit vorging, um diese Hindernisse

nach Möglichkeit zu überwinden. Im allgemeinen kann man sagen, daß diese Ausgabe von Wolframs Werken gegenüber andern Übertragungen zwar in der Tat den Vorteil des einfachen, schlichten Ausdrucks und damit auch einer leichteren Lesbarkeit und Verständlichkeit besitzt, daß sie indes die dichterische Kraft und Schönheit des Urtextes nur unvollkommen wiedergibt. Sie macht einen gar zu nüchternen, verstandeskalten Eindruck.

Die Erneuerung von Theodor Matthias umfaßt alle uns bekannten größeren Werke Wolframs: Lieder und Parzival (Bd. I). Titurel und Willehalm (Bd. II). Was der Übersetzer und Herausgeber im Vorwort über die Weltanschauung des Dichters sagt, bedarf zum Teil der Berichtigung. Wenn man auch im allgemeinen zugeben kann, daß Wolfram z. B. im Parzival „die Wunschbilder seiner Menschen nicht auf Weltflucht eingestellt“ hat, so folgt daraus noch lange nicht, daß er „ein Luther vor Luther“ gewesen ist, der in der Erfüllung der Forderungen des irdischen auch die Erfüllung der Bedingungen des himmlischen Lebens erblickte (S. 9). Daß Matthias die Vereinigung Rondwiramurs mit Parzival unter der Krone des Grals als eine Vorwegnahme der Heimführung Katharinas von Bora durch Luther bezeichnet, darf nach dem soeben Bemerkten nicht wundernehmen. Dagegen wird man dem Herausgeber gerne beipflichten, wenn er den Vorwurf der dichterischen Unselbständigkeit Wolframs gegenüber seiner französischen Vorlage, zumal für das unvollendet gebliebene Epos Willehalm entschieden zurückweist.

Allois Stockmann S. J.

Bücher über Ausländische Literatur

Luis de Camões und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines Nationalepos. Von Dr. August Rüegg. 8^o (VIII u. 230 S.). Basel 1925, Helbing & Lichtenhahn.

Der gelehrte Verfasser dieser höchst anregend geschriebenen Studie hat schon in der Einleitung den Kernpunkt der Ergebnisse seiner eingehenden und mit voller Beherrschung des umfangreichen Stoffes geführten literar- und kulturhistorischen Untersuchung des portugiesischen Nationalepos „Lusiaden“ angedeutet, wenn er sagt: „Die eigentliche Seele der ‚Lusiaden‘ ist weder der schwärmerisch-bewundernde Enthusiasmus für die lang ver-